

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 9

Artikel: Jugend ohne Kompass : ein Augenzeugenbericht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066742>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Jugend ohne Kompass

*Ein Augenzeugenbericht von * * **

Illustration von H. Tomamichel

Wie traf die jungen Franzosen der Zusammenbruch ihres Vaterlandes und seine Folgen? Wie setzen sie sich mit ihm auseinander? Wie leben sie, was hoffen sie? Auf diese Fragen, die sich jeder von uns schon stellte, gibt ein junger Auslandschweizer aus eigenem Erleben die ergreifende Antwort.

Vor zwei Monaten ungefähr bin ich über die Berge in die Schweiz gekommen. Auf Skiern. Ich hatte das Glück, weder einen französischen noch einen Schweizer Zöllner anzutreffen. Ich bin ziemlich hoch oben durchgefahren. Warum? Sie ziehen drüben bei uns alles für den Arbeitsdienst nach Deutschland ein. Das ist die praktische Seite unserer «collaboration». Sie nennen es «service de l'Europe».

Als ich um 11 Uhr abends auf dem 2200 m hohen Paß anlangte, stieg ich auf den Grenzstein, und jetzt erfüllte

mich eine unbeschreibliche Freude. Aber ich hatte bis zuletzt gezögert, Frankreich zu verlassen und zu meinen Schweizer Eltern zu gehen. Ich bin ja in Frankreich geboren und hatte das Recht, mit 20 Jahren für die Schweiz zu optieren, nicht ausgeübt. Ich bin für Frankreich Franzose, für die Schweiz Schweizer.

Im Jahre 1936 arbeitete ich nach Abschluß der Mittelschule als Angestellter bei der Lyoner Seidenindustrie. Es war die Zeit der Volksfront. Ich sah, wie vieles faul in unserer Republik, wie zerstört das Volk geistig war, und wie es den führenden Schichten an sozialem Verantwortungsbewußtsein fehlte. Ich selbst war sehr unstet. Zunächst schloß ich mich Doriot an, nahm an den Versammlungen der französischen Sozialpartei teil und scheute mich auch nicht, darin das Wort zu ergreifen. Dann begeisterte ich mich für Charles Maurras und seine royalistischen Ideen und schwor auf die «Action française», ohne damit Doriot abzuschwören. Ich verband einfach beides. Meine neuen Anschauungen wurden von meinen Eltern und Verwandten, aufrichtigen Demokraten, mit Kopfschütteln aufgenommen. Man betrachtete meine Entwicklung nicht ohne ein gewisses Mitleid.

Anfangs 1939 begrub ich meine revolutionären Ideen und stellte mich, wie damals alle guten Franzosen, hinter Daladier und Reynaud. Wir sagten uns, es gebe jetzt nichts anderes als zu rüsten und zu gehorchen. Daß diese Einsicht zu spät kam, merkten wir erst nachher.

Dann kam die Niederlage.

Wir waren zunächst wie vor den Kopf geschlagen... und unendlich traurig. Durch unsere Straßen fuhren endlose Kolonnen deutschen Militärs. Fremde Uniformen, Besetzung. Aber wir waren kaum in unserer Ehre beleidigt. Wir fühlten uns irgendwie nicht verantwortlich. Unsere «chefs» hatten uns getäuscht, irreführt, waren falsche Wege gegangen.

Der Retter?

Wie die meisten meiner Kameraden und auch der ältern Leute hatte ich völlig

die Richtung verloren. Bei dieser Lage erschien uns Pétain wie der Retter in der Not, der feste Fels im Gewoge. Bei ihm suchte das französische Volk, wie ein Kind, das nicht mehr ein und aus weiß, Rat und Halt. Das vorherrschende Gefühl war Ekel vor der Politik, die uns dahin geführt hatte, wo wir nun standen. Ein militärischer Führer, umgeben vom sagenhaften Ruhme seiner Siege im letzten Weltkrieg über den nämlichen Feind, erschien uns in unserer Not als die einzige Rettung.

Ich hatte mich zunächst vor dem Anmarsch der Deutschen nach Südfrankreich geflüchtet, um mich dort trotz völliger militärischer Unerfahrenheit für die Fortsetzung des Kampfes zur Verfügung zu stellen. Dort vernahm ich dann, Pétain habe um einen Waffenstillstand nachgesucht. Wir würden also kapitulieren. Das war eine große Enttäuschung für mich und viele meiner Kameraden. Aber die allgemeine Verwirrung und die zu Herzen gehende Rede, die der Marschall am Radio hielt, brachten uns dann doch dazu, den Weg, den er uns wies, für den einzigen möglichen zu halten.

Es war eben außer ihm niemand da. Man bekam zwar bald von de Gaulle zu hören. Aber wer war er? Man wußte nur, daß er einmal ein Büchlein über die Tankwaffe geschrieben hatte; aber das konnte uns doch nicht genügen!

Vorläufig verspürten wir auch einen aus der Enttäuschung geborenen Haß gegen England. Wir warteten also im Vertrauen auf Pétain, während eine kleine, aber sehr aktive Gruppe von Faschisten aller Schattierungen und die «légion» der Frontkämpfer eifrig die Fahne der «collaboration» schwangen und die Schuld an allem und jedem den Engländern in die Schuhe schoben. Für diese Politik begeisterten sich aber unter den Jungen nur wenige, die einfach wiederholten, was sie zu Hause hörten, oder solche, die ihre Schöne gern am Sonntag in einer blauen Uniform spazieren führten.

Am eindeutigsten waren die Kirchen in ihrer Stellungnahme der Besetzungs-

macht und insbesondere den neuen Ideen gegenüber. Mich hat vor allem das offene und furchtlose Auftreten eines protestantischen Geistlichen beeindruckt, mit dem ich bald engere Freundschaft schloß.

Das Neue zog trotz der verworrenen geistigen Lage nicht. Und dann merkte man ja auch zu sehr die Hand der Deutschen hinter unserer «révolution nationale». Allerdings verstanden es diese sehr gut, uns in der besetzten Zone die Illusion der Freiheit zu lassen. An allen Ecken und Enden sah man blau-weiß-rote Fahnen, und wir durften uns in unseren Jugendorganisationen zu einem fanatischen Nationalismus bekennen.

Persönlich verehrten wir den alten Marschall; aber es schien uns doch bald, er befände sich in einer Umgebung, die wenig vertrauenswürdig war. Wir verloren den politischen Halt, den seine Haltung uns anfänglich gegeben hatte, immer mehr. Einige sahen auf de Gaulle. Wir andern warteten.

Langsame Wandlung

Um dem Land irgendwie dienen zu können und um mit andern jungen Franzosen zusammenzukommen, schloß ich mich zu Anfang des Winters 1940 einer Singgruppe der «Compagnons de France» an, wo ich durch meine pfadfinderische Ausbildung viel zu einem guten Geist und fröhlichen Betrieb beitragen konnte. Diese «Compagnons» waren eine Jugendorganisation, die man weder eigentlich paramilitärisch noch politisch nennen konnte, die aber auch anders war als die Pfadfinderbewegung. Mehr als bei dieser kümmerte man sich um die nationale Gemeinschaft. Zugelassen waren Jünglinge von 16 bis 20 Jahren. Man wurde ernährt, logiert, gekleidet und besoldet. Der Gruppenführer hat jedoch keine große innere Autorität, es ist eher der Kompaniechef, der die Blicke der Jungen auf sich zieht, ein junger Mann, der die Verantwortung für geordnete Arbeit und ein flottes Leben seiner Leute übernimmt.

Alle, auch die höhern Führer, tun freiwillig Dienst. Tagsüber arbeiteten wir

an der Herstellung von Musikinstrumenten. Ich machte Flöten. Wir waren eine sogenannte «compagnie de cité» (Stadtgruppe). Daneben existierten auf dem Lande «compagnies de chantiers» (Arbeitslager), die eine praktische und dauernde Arbeit vollführten, Rodungen, Straßenbau, Reparaturen und Instandstellung von zerstörten Höfen. Ein verlassenes Dorf in der Provence ist allein durch die Compagnons wieder zu neuem Leben erwacht. Ich darf sagen, daß die jungen Franzosen, die sich in großer Zahl beim Zusammenbruch ganz dieser Bewegung geweiht haben, dort ohne Lärm Großes leisteten.

Da wir nun keinen Militärdienst mehr leisten sollten, bot uns in der Regel mit 20 Jahren der Staat für acht Monate in die sogenannten «Chantiers de jeunesse» auf. Hier waren nun die höhern Führer Beamte, und die Disziplin war straffer. Der Geist war ähnlich wie in den «Compagnies de chantiers», und es wurden auch ähnliche Arbeiten durchgeführt. Ich selbst habe in einem solchen Arbeitslager ein volles Jahr mitgeholfen.

Beide Institutionen sind natürlich ganz auf Pétain ausgerichtet. Man pflegt aber gleichzeitig den Geist der Revanche und ist sehr nationalistisch. Wir sangen z. B. jeweilen Kampflieder, wie «Vous n'aurez par l'Alsace et la Lorraine» und «La marche Lorraine». Die Collaboration schwieg man von oben her tot, und wir untereinander sprachen nur wenig darüber. Wenn schon, dann dagegen. Ohne daß wir es merkten, beeinflußten uns unsere Führer in dieser Richtung. Man nahm aber viele Wünsche für Tatsachen, insbesondere was die Richtung der Pétain-Regierung anbetraf.

Großes Aufsehen erregte im «chantier» der Besuch eines jungen Führers aus der besetzten Zone. Er hat uns ein aufrührerisches Zeugnis von der dortigen Lage abgelegt, und wir mußten danach viel über die Situation nachdenken.

Die meisten meiner Kameraden, die aus allen Schichten stammten, fühlten ähnlich wie ich. Der eigenen Regierung

trauten wir nicht mehr. Die Zusammenkunft von Montoire bestärkte unser Unbehagen. Sogar die Hoffnung, die wir bei der Verabschiedung Lavals faßten, verflog bald wieder durch die Berufung Darlans, dem wir gar nicht trauten, und Flandins, aus dem man einfach nicht klug wurde.

Die Art, in der der Prozeß von Riom geführt wurde — Kritik, statt, wie die Deutschen wollten, Diskreditierung der Republik — erfüllte uns mit der Genugtuung, daß es mindestens in den Gerichten noch senkrechte Franzosen gebe.

Pétain wurde uns immer unverständlicher, und die tendenziösen Vorträge, die wir in den «Chantiers» über seine große Rolle im Weltkrieg zunächst mit Begeisterung angehört hatten, taten bald eher die gegenteilige Wirkung.

Immer eindeutiger wurde unsere Haltung gegenüber der Umgebung des Marschalls und den Deutschen. Man hoffte wieder, was man einige Monate nicht mehr gewagt hatte — auf einen englischen Sieg. Der heldenhafte Verteidigungskampf Englands erfüllte uns mit einer tiefen Bewunderung. Von Anfang an hatten wir nur noch die englischen Sendungen gehört. Unsere eigenen waren ja, wie die Presse, überhaupt nicht zum Ausstehen. Verbote wurden von niemandem ernst genommen.

Aus Compagnons und Chantiers wurden die Kommunisten verjagt. Es protestierte dagegen niemand, sie waren ja auch schon unter Daladier verboten gewesen. Wir hofften alle auf einen Sieg der Alliierten; aber man dachte noch nicht an die moralische und politische Wiederaufrichtung. Man sah nur, daß die «révolution nationale» unter den Augen der Deutschen eine Utopie ist. Man hatte immer noch eine Abscheu vor der Politik, eine Zukunftsidee fehlte. Man wartete auf Befreiung und war selbstverständlich bereit, im gegebenen Moment daran mitzuwirken.

Es gibt natürlich auch collaboratistische Jugendgruppen, wie z. B. «Jeunesse de France et d'Outre-mer». Dort

werden Studien über den Nationalsozialismus gemacht. Ein Feldprediger erzählte uns davon in den Chantiers voll Abscheu.

Die Collaborationisten

Schlecht auf den Zusammenhalt wirkt sich natürlich der Schwarzhandel aus; denn nur die Reichen können ihn in großem Maßstab betreiben. Aber Eltern, die nur dieses Mittel haben, um ihren Kindern die nötige Nahrung vorsetzen zu können, werden eben dazu gezwungen. Ich selbst wurde immer satt; denn die «chantiers» waren genügend versorgt, und die Schule, die ich nachher zu meiner Weiterausbildung in Südfrankreich besuchte, hatte große Lagerräume und kaufte das Gemüse en gros beim Bauern. Der Schwarzhandel ist an sich unmoralisch; aber das Volk sagt sich, alles, was nicht auf den offenen Markt kommt, ist dem Zugriff der Deutschen weniger ausgesetzt. Ein schwerwiegendes Moment kommt noch hinzu: es sind die Collaborationisten, welche fanatisch für die Rationierung, für die maximale Abgabe an das offizielle «ravitaillement français» eintreten.

Ich war zu Weihnachten 1942 in Mittelfrankreich, in einer Stadt von 50 000 Einwohnern bei einem Verwandten auf Besuch. Als Bierbrauer ist er heute aus Mangel an Rohstoffen gezwungen, sich geschäftlich umzustellen. Er verkauft Kohle und besitzt einen großen Hof mit 30 Kühen und 100 ha Land. Er ist zum Nationalsozialismus bekehrt. Typisch für ihn ist das Folgende: er war ein Anhänger der Politik des «front populaire», ein intimer Freund von Max Dormoy, Ex-Minister des Innern. Die französische Niederlage, begleitet von der nazistischen Propaganda, machte ihn zum Collaborationisten. Ich sprach viel mit ihm über die Lage. Er war Mitglied der Freimaurerlogen gewesen und behauptete nun, daß deren englandfreundliche Politik uns in die Niederlage getrieben hätte. Nun würde sich eine neue Gelegenheit eröffnen, und

zwar, wie Hitler ja sagte, die letzte für Frankreich. Er hatte im übrigen mehrere Verbindungen mit Leuten, die Laval in Vichy an der Arbeit gesehen hatten und sich durch die Aktivität dieses Mannes, durch seine unabirrbare Entschlossenheit, hatten beeindrucken lassen. Laval, so glaubte er, hätte recht, wenn er sagte, daß einzig die Politik Hitlers Frankreich den Frieden bringen und den Wiederaufbau ermöglichen könne. Man müsse Laval also strikte gehorchen und dürfe als Produzent nur das behalten, was die Rationierung einem ließ. So verbot er auch in tyranischer Weise seiner Familie und seinen Großkindern, vom eigenen Hofe mehr zu essen, als ihnen zustand. Selbstverständlich ernährte sich jeder im Versteckten doch auf verbotene Weise. Nach dem Neujahrsfest sagte er, in der Stadt habe man wieder auf skandalöse Art geschmaust, den Franzosen hätte es bei ihren Fressen an Anstand gegenüber den Deutschen gefehlt, die leiden würden, während jene in Frieden lebten. Eine solche Strenge, auch gegenüber den eigenen Angehörigen und zum Teil sich selbst, ist allerdings selten. Im allgemeinen erkennt man die Collaborationisten eher an ihrem guten Ernährungszustand.

Der Wendepunkt

Im Laufe der Zeit kam ins Volk ein immer einheitlicherer Wille zur Befreiung. Die Judenverfolgungen hatten Frankreich zutiefst aufgewühlt, weniger aus Sympathie zur jüdischen Rasse als aus Abscheu gegen die ganzen Maßnahmen und wegen der persönlichen Freundschaften, die in allen Kreisen zwischen Juden und andern bestehen.

Ein entscheidender Wendepunkt für die Einigung der Geister war die totale Besetzung Frankreichs. Mit großer Freude erfüllte es uns, daß nun jene starre Demarkationslinie fiel, die Frankreich künstlich in zwei Teile gespalten hatte, indem sie den einen noch die Illusion der Freiheit gelassen. Nun war die Lage klar. Die

Deutschen waren die Feinde, die das Land besetzt hielten, man war gegen sie, und wer mit ihnen zusammen arbeitete, wurde als so etwas wie ein Verräter betrachtet.

Zudem erfüllte die Franzosen die Selbstversenkung der Flotte in Toulon mit Stolz und bewegte uns im Innersten.

Was wir von der Darlan-Episode in Afrika halten sollten, wußten wir nicht recht. Er war uns im tiefsten verhaßt, ganz im Gegensatz zu Giraud, der uns schon durch seine zwei Fluchten aus deutscher Kriegsgefangenschaft und sein abenteuerliches Entkommen nach Nordafrika mächtig beeindruckte. Allerdings kennt man ihn sonst nicht besser als de Gaulle. Wir hätten viel darum gegeben, etwas mehr über beide zu wissen.

Unter den Widerstandsbewegungen sind die Gaullisten und die Kommunisten die tätigsten. Jene führen die unterirdische Zeitung « Combat ». Es ist die einzige, die ich kenne. Mutig war die Tat des « Progrès » in Lyon, der sich weigerte, weiter zu erscheinen. Ich selbst habe vor allem gesehen, wie die Kirchen auf eine andere, aber nicht minder wirksame Weise das Volk in seinem geistigen Abwehrkampf unterstützten.

Die Mobilisation der Arbeitskräfte für Deutschland, im Verein mit den afrikanischen Ereignissen, hat schließlich die Franzosen vollends zum Widerstand geeinigt.

Frauen

Befremdlich war für meine Kameraden das Benehmen mancher Frauen gegenüber den Deutschen. In Salon- und Küchengesprächen konnten sie nicht genug die korrekte Haltung dieser Männer, ihre galante Art, ihre Höflichkeit hervorheben. Mit Empörung mußten wir aber auch zuschauen, wie Frauen von Frontkämpfern, die in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten waren, mit deutschen Offizieren und Soldaten im prächtigen Parc de la Tête d'Or in Lyon spazieren gingen. In Süd-

frankreich sah man hübsche Südländerinnen mit deutschen Fliegeroffizieren in den Cafés herumsitzen. Oft konnten sie sich durch die Sprache gar nicht miteinander verständigen, sondern zwinkerten einander einfach zu, schäkerten und schnitten verliebte Gesichter. Gewiß waren es nur Ausnahmen; aber es war für viele von uns einfach unerträglich anzusehen. Allerdings hat sich in dieser Beziehung seit den letzten Ereignissen viel gebessert.

Natürlich gab es auch viele senkrechte Französinnen, die ihre Männer und Söhne in ihrer vaterländischen Einstellung stützten und stärkten. Viele waren zu Beginn gegenüber allem, was von England ausging, sehr mißtrauisch gewesen und der Person des Marschalls zugetan, auch die Arbeiterfrauen. Aber später schmolz ihre Abneigung gegen England. Auch empfanden die Frauen besonders das Leiden der hungernden Kinder und den Wechsel, der in allen Kleinigkeiten des täglichen Lebens vor sich gegangen war. Die Judenverfolgungen und die Einziehung der Jugendlichen nach Deutschland besorgten den Rest.

«Arbeitsdienst!»

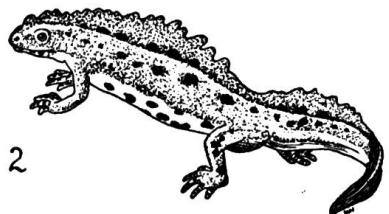
Seit dem Frühjahr 1942 hielt ich mich zu Studienzwecken in einer kleinen südfranzösischen Stadt auf. Dort fiel uns die Besetzung nicht besonders schwer. Es waren viele Truppen da, die sich auf Afrika vorbereiteten. Keine Besatzungs-, sondern sogenannte Operationstruppen. Zunächst waren sie schwarz und feldgrau gewesen. Im Dezember gingen einige Züge voll nach Rußland, und es wurde in fiebiger Eile vor, während und nach dem Verlad alles weiß angestrichen. Dann sah man wieder welche, die sich auf den afrikanischen Feldzug vorbereiteten und ihre Tanks, Geschütze usw. grellbeige anstrichen. Sie hatten leinene Uniformen, Reithosen, Mützen mit langen Schirmen oder eigelb angestrichene Helme. Natürlich brachte die Besetzung manche Unan-

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen.



1



2



3

Antworten siehe Seite 51

nehmlichkeit. Es fehlte immer mehr an Lebensmitteln. Man konnte trotz der Karten die Milch nicht kaufen, diese ging an die Truppen. Einzig die Reichen konnten noch solche erhalten. Aber, wie das bei den Südfranzosen ist, « on se fout un peu de tout », es ist einem alles ein bißchen Wurst. Jetzt wird es schon anders sein. Aber damals, Ende Februar, lebte man noch so aneinander vorbei. Es gab von Zeit zu Zeit Attentate und Anschläge mit darauffolgenden Verhaftungen; aber wenn man ruhig blieb, so konnte man einigermaßen damit rechnen, ebenfalls in Ruhe gelassen zu werden. Für die Arbeiter freilich war es anders. Sie führten schon lange einen erbitterten und zum Teil auch sehr erfolgreichen Kampf gegen ihre Einziehung nach Deutschland.

Ich war im Begriff, meine Frühlingsferien in einem Ferienlager zu verbringen. Da erhielt ich den Brief eines Bekannten aus Lyon, ihn aufzusuchen. Dort angekommen, sah ich sogleich, daß alles anders geworden war. Auf der Place Bellecour gewahrte ich zwei junge Franzosen, links und rechts von ihnen je einen Polizisten und dahinter zwei deutsche Uniformierte. Die jungen Leute hatten sich wahrscheinlich versteckt, als sie zum Arbeitsdienst hätten einrücken sollen. Einige hundert Meter weiter wieder das gleiche Bild, überall dasselbe. Die Wände waren voller Inschriften: « 1918 ! », « Es lebe de Gaulle ! » — « Es lebe die glorreiche rote Armee ! »

Die Einziehung der Arbeiter war offenbar nicht recht gelungen.

Als es auch mit deutscher « Unterstützung » nicht genügend rasch ging, griffen die französischen Behörden zu einer neuen Maßnahme. Jeder junge Franzose wurde nach und nach zu einer sanitärischen Musterung befohlen, so daß, wenn man ihn einmal brauchte, man ihm nur noch das Aufgebot ins Haus schicken mußte. Die Jugend, die ja jetzt mit 20 Jahren nicht mehr unter die Waffen gehen müsse, würde nun für eine Dauer von zwei Jahren in den Dienst des Landes ge-

stellt werden, so hieß es. Die Versicherung, es müsse nur ein Achtel der Gemusterten nach Deutschland gehen, während alle andern ihren Dienst zu Hause absolvieren könnten, überzeugte wenige.

Auf der Flucht

In dieser Lage entschloß ich mich, so rasch wie möglich meine Eltern, die jetzt in der Schweiz leben, aufzusuchen. Um 12 Uhr bestieg ich den Zug. Ich hatte meinen Reiseanzug an, die Skier auf den Schultern und meine Bergausrüstung im Koffer; ich hatte nicht mehr Zeit gefunden, mich umzuziehen. Ich saß am Fenster und schaute mit schwerem Herzen auf das Land hinaus, das ich nun zu verlassen gedachte.

Plötzlich große Aufregung. Ein deutscher Kontrolleur trat in den überfüllten Wagen. Laut und leutselig rief er: « Il faut que che fois dous les bapiers (Ich muß die Papiere sehen!). Fieux Monsieurs, fielles Dames — bas nécessaire (Alte Leute — nicht nötig)! » Da war es.

Ich weiß nicht warum, aber ganz wurde ich mir zunächst der Gefahr, in der ich mich befand, nicht bewußt. Statt Angst bekam ich Hunger. So machte ich mich hinter meinen Koffer, der auf dem Gepäcknetz lag. Dabei verdeckte ich unwillkürlich mit dem linken Arm mein Gesicht vor dem Kontrolleur, der uns musterte. Meine starke Postur und mein großer Schlapphut ließen wohl auf einen ältern Mann schließen. Auch behinderte ein großer, schlanker, schwarzer Jüngling die Sicht des Beamten. An jenen wandte sich dieser und sagte gönnerhaft und stolz über seine Hellsicht: « Lei Signore, Italiano . . . eh ? »

Es verhielt sich tatsächlich so. Die Genugtuung des guten Kontrollbeamten über seine volkspsychologischen Kenntnisse kannte nun keine Grenzen. Er ging weiter, ohne mich zu beachten. Ich war für einmal gerettet.

Bei der nächsten Station bestieg französische Polizei den vordersten Wagen des Zuges, und als der Zug wieder hielt, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich von hinten in den schon kontrollierten vordersten Wagen zu begeben. Nun war wohl das Schlimmste überstanden.

Nach einer Nacht im Hotel und kurzer Fahrt auf einem Nebenbähnchen, befand ich mich in einem Savoyer Dörfchen, wo ich öfters mit meinen Eltern und einigen Kameraden meine Ferien verbracht hatte.

Der Eindruck bei meiner Ankunft war derjenige eines Liebhabers, der die Liebste wiederfindet, an die er dachte, aber deren Züge sich aus seinem Gedächtnis verflüchtigt hatten. Ich war eine Station vor dem Dorf ausgestiegen, und nun war ich allein in einem kleinen «Heimet», dessen Holzwände wurmstichig und schwarz vor Alter waren. «Ah, Herr Rodolphe, Sie kommen zu uns?» Was sollte ich antworten? Ich hatte schon im Zug altbekannte Gesichter wiedererkannt und mich ein bißchen heimisch gefühlt. Der Bauer, der mich begrüßte, ließ mich nun völlig auftauen. Wir sprachen von meinem Abenteuer so ganz im Vertrauen.

Ich hätte gerne diese Gastfreundschaft noch lange genossen; aber ich hatte Eile, weiter oben eine Metzgersfamilie wiederzusehen, mit der ich während meiner hiesigen Sommer- und Winteraufenthalte intime Freundschaft geschlossen hatte. Von weitem erblickte ich die Frau unter der Haustür. Wohl ein wenig geblendet durch den sonnenbeschienenen Schnee, erkannte sie nicht sogleich ihren Besucher. Sie wurde bleich, bewegt. War ich daran schuld? In der Tat, die arme Frau hatte einen Sohn in meinem Alter, und: ich war wohl ein Fahndungsbeamter! Ich hatte sie gleich beschwichtigt, indem ich mich zu erkennen gab.

Drei ihrer Söhne waren einberufbar; der eine konnte von einem Tag auf den andern geschickt werden. Würde er gehen müssen oder bleiben können? Für ihn war das keine Frage: «Nach Deutschland gehen? Ich bin doch kein guter Arbeiter!» sagte er lachend, aber ohne viel Überzeugung.

Er war etwas merkwürdig geworden seit der Nachricht. Er strich mit den Kameraden seiner Altersklasse im Dorf und in der Umgebung umher. Was dachten sie wohl? Sicher war, daß sie ihre Brüder, ihre Freunde, ihr französisches Vaterland verlassen mußten, auf alle Fälle Savoyen, die Täler, die sie gut kannten, ihr Haus und ihre Geliebte; für wie lange, um wohin zu gehen?

Die Polizei war vor kurzem ins Dorf gekommen. Es waren die gleichen jungen Leute ohne große Ausbildung, die ich in Lyon und Südfrankreich gesehen hatte. Diese datiert von der «révolution nationale». Sie ist eine Notwendigkeit des totalitären Staates.

Man seufzt hier oben fieberhaft nach einer Landung der Alliierten. Sonst aber machen sich die Leute nicht viel politische Gedanken. Die Männer möchten bald wieder in einem befreiten Savoyen ruhig arbeiten können, und die Frauen sehen nur eines, daß man ihnen ihre Söhne nehmen will.

Der Präfekt und das Volk

Wir zählten den 10. März. Gegen Mittag kommt neue Aufregung in die Leute. Der «Préfet régional du Rhône, de la Savoie et du Dauphiné» kommt. In offiziellem Auto, begleitet vom Präfekten der Haute-Savoie und von Polizei-Offizieren, gefolgt von einem Autocar voll von Polizisten. Nun hätte ich mich eigentlich möglichst unsichtbar machen sollen. Aber das wollte ich mir doch nicht entgehen lassen; den

Mann, der diese Rekrutierung leitete, mußte ich mir noch angeschaut haben, bevor ich das Land verließ.

Die Neuigkeit der Ankunft hatte sich rasch im Dorfe verbreitet; die Eltern der Einberufenen wurden ins Rathaus gerufen. Es kamen zirka 100 Personen, Männer, Frauen und junge Leute. Der Präfekt stand da, kalten Angesichts, groß, trocken, einen schwarzen Schmetterling am Kragen, mit einem Sportmantel bekleidet. Er war begleitet von einem Dutzend ziemlich junger Leute, deren Haltung wenig Eindruck machte. Die Staatspolizei, die am Morgen die französische Flagge am neuen Fahnenmast ge-

hißt hatte (was von der Bevölkerung mit Spott quittiert wurde und sie auch ein wenig beunruhigte), hatte in Ehrenformation vor dem Rathaus die mächtigen Wagen erwartet und bei der Ankunft salutierte. Der Präfekt hatte den Gruß wie ein Staatschef erwidert, und nun trat er majestatisch in das kleine Rathaus ein. Während die Polizisten auf dem Platze herumstanden, füllte die Menge den engen Saal im ersten Stock. Wer nicht Platz fand, mußte der Versammlung auf der Treppe beiwohnen.

« Ich bin gekommen », erklärte der Präfekt, « um Mißverständnisse zu zerstreuen, die, wie es scheint, sich zwischen

MEIN GLAUBE

*Wenn alles hier auf Erden sterben sollte,
wenn alle Menschen tot am Boden lägen
und alle Tiere auf den blut'gen Wegen --
so wüßt' ich, daß ein Gott allein dies wollte.*

*Wenn alles in dem All ersterben sollte,
wenn Sonn und Mond aus ihren Bahnen irrten
und alle Sterne durch die Nächte schwirrten --
so wüßt' ich, daß der Schöpfer dies so wollte.*

*Wenn alles sollt' im Weltall untergehen,
so glaubt' ich dennoch an die Ewigkeit
und an die Liebe, die ich ihr geweiht --
weil auch aus Totem Leben kann erstehen! . . .*

*Wenn alles stirbt, bin ich getrost im Glauben,
daß dieses All zum Leben ward geboren --
und auch im Tode nimmer geht verloren . . .
Und dieses Wissen kann mir keiner rauben!*

Siegfried Einstein

der Bevölkerung der Haute-Savoie und der Regierung erhoben haben. Ihr Bauern, die ihr an eurer Erde klebt, ihr könnt nicht alles verstehen, was eure Regierung weiß. Ich wende mich an euch, Väter und Mütter der Jungen, die die französische Regierung gerufen hat, um einer Politik zu dienen, mit der wir nicht das Recht haben, uns auseinanderzusetzen. Wir sind besiegt worden. Wir haben die größte Niederlage erlitten, die man je gesehen hat. Wir müssen die strengen Folgen tragen . . .

... Ihr dürft nicht denjenigen glauben, die euch den Kopf voll schwatzen, die euch mit ihrer teuflischen Propaganda aufwiegeln, die aber nicht den Mut aufbringen, euch die Dinge ins Gesicht zu sagen, sondern — von der Sicherheit des Auslands aus — euch zu Opfern einer Unternehmung machen wollen, für die man keinen Namen findet.

Man hat euch erzählt, man wolle eure Söhne nehmen. Die Regierung hat jedoch die Zusicherung gegeben, daß die Bauern auf ihrem eigenen Grund und Boden mobilisiert sein werden. Es wird also nur wenige treffen hier oben; Metzger, Schreiner und einige andere. »

Nun folgte eine lange Beschreibung der Arbeitsverhältnisse, die sich diesen Leuten in Deutschland böten. Am meisten Eindruck scheinen die Douchen auf die Leute gemacht zu haben.

« Nur ihr Savoyarden scheint nicht begreifen und die Leute des Widerstandes unterstützen zu wollen . . . die Regierung ist auf dem laufenden über die Bildung von bewaffneten Banden, die den naiven Willen haben, sich in offene Rebellion gegen ihre Regierung zu stellen. Der Präsident ist bereit zu jeder Härte, um dem Gesetz Achtung zu verschaffen. » (Er streckt den Arm aus gegen den Platz hin.) « Sie sind da, um jedes Haus zu durchsuchen. Ruft eure Kinder zurück! Es wird

morgen begonnen. Ich bin bereit, auf die Fragen zu antworten, die ihr mir stellen wollt. »

Der erste, der sich erkühnt, diese Gelegenheit zu benützen, ist mein alter Metzger. Er ist sichtlich verlegen, setzt seine Brille auf, hält die Zeitung vor sich hin und beginnt, daraus die Rede vorzulesen, in der Hitler von der « Mobilisation der europäischen Arbeitskraft » spricht; « Die andern Völker sollen nicht weniger leiden als Deutschland. » « Haben Sie diese Worte gelesen, Herr Präfekt und Ihr Herren? » Diesen ist es sichtlich unangenehm zu Mute: « Ja, ja. » Sie probieren, den Mann zu beschwichtigen, der Saal aber erwartet mehr und ist glücklich, daß jemand gewagt hat, etwas zu sagen.

« Und Sie haben Zutrauen zu diesen Leuten? » Das war rundheraus gesagt.

« Warum stellen Sie mir diese Frage? »

« Ja, die Sache ist so, Herr Präfekt, ich predige nicht den Aufstand. Wie Sie es uns vorhin gesagt haben, sind wir keine studierten Leute; aber es sind hier viele, die den Weltkrieg 1914—1918 mitgemacht haben. Wir haben nicht Angst, unserm Land zu dienen, aber den Deutschen nie! »

Ich habe drei Söhne im Geschäft », er schluckte etwas hinunter, « der Jüngste ist bereit zu gehen, ich muß es geschehen lassen. Wenn man mich aber in den Arbeitsbedingungen oder den durch den Staat eingegangenen Verpflichtungen täuscht, so schwöre ich Ihnen, daß kein anderer gehen wird, solang ich lebe. » Der Ton, in dem er dieses sagte, ließ alle verstummen. Die Frauen hatten Tränen in den Augen.

Der Präfekt ist verlegen: « Ihr seid ein braver Mann, und Ihr habt recht, wir

werden uns an unsere Verpflichtungen halten. »

Es wird weiter gesprochen; ein anderer will auch etwas sagen, aber er bringt nur Beleidigungen an die Adresse Deutschlands heraus, ein Zeichen seiner Aufgegeregtheit. Seine Worte bleiben ohne Widerhall. Der Pfarrer stellt noch einige Fragen in Bezug auf die Bauern, auf die Arbeitsverhältnisse und die Seelsorge. Der Bürgermeister ist verschüchtert und auch begreiflicherweise zu vorsichtig, um etwas zu sagen. Der Eindruck dieser Versammlung auf die Bevölkerung war gewiß nicht der vom Präfekten gewollte.

Dieser sagte zum Schluß: « Es ist schlecht, im Kriege getötet zu werden; aber es ist noch schlechter, Demütigungen zu erdulden, wie wir sie gegenwärtig erleiden. Aber wir haben sie selbst verschuldet, wir müssen den Kelch bis zur Neige leeren. »

Darauf ging die Versammlung auseinander. Einige der Mobilisierten, die zugegen gewesen waren, hatten Angst vor Repressalien gegenüber ihren Eltern und fühlten sich nicht frei in der kommenden Entscheidung. Sie würden sich wohl dem Feinde zur Verfügung stellen müssen. Einige Eltern versicherten, daß sie alles tun würden, um sie zu verstecken, sich mit jedem Mittel ihrem Weggang widersetzen würden.

Auch der junge Metzger war zugegen gewesen. Er war voll Furcht und sagte mir, wenn man seine Eltern bedrohe, so gehe er. So war jeder, ob jung oder alt, so mutig als möglich. Die Haltung der einzelnen Betroffenen und der einzelnen Familien war natürlich je nach Temperament und Charakter verschieden. Die meisten werden wohl gehen. Im übrigen — sagte nicht auch de Gaulle am Radio: « Habt Geduld, spart mit euren Kräften, wir werden sie brauchen! »

Freiheit

Am Morgen des 11. März will ich mich auf den Weg machen; aber die Skier, die ich instand stellen lassen mußte, sind erst um vier Uhr nachmittags in Ordnung. Beim Dorfplatz kaufe ich noch einige Lebensmittel. Der älteste Sohn des Metzgers begleitet mich. Wir nehmen den Weg des Passes. Wir kreuzen einen Bauern. Er geht auf meinen Begleiter zu, flüstert ihm, während ich langsam weiter schreite, ins Ohr: « Was ist das für einer, dieser? Ist es nicht ein Viehinspektor? » Er hat offenbar nicht das beste Gewissen. Mein Begleiter antwortet seelenruhig: « Nein, er kommt für die Milchkontrolle. »

Wir treffen nun nur noch Leute, die die Wälder abholzen müssen, für die Holzbeschaffnahme. Eine Stunde später treffen wir links am Weg einen alten Bauern beim Holzaufschichten. Wir kommen mit ihm ins Gespräch.

« Hier gibt es nicht viele Leute », sagt er, « ich habe niemanden gesehen seit drei Tagen. »

Gute Nachricht! Der Schnee glitzerte in der Abendsonne und hob sich von einem herrlichblauen Himmel ab. Dann fing es an zu dämmern; mein Begleiter mußte zurück, wir gaben uns noch die besten Wünsche auf den Weg. Bald war es Nacht. Die Phantasie fängt an zu schaffen, wenn man so aufgeregt ist und allein durch den dunklen Wald schreitet. Das kleinste Geräusch läßt an ein Gewehr denken, das man entsichert. Nun begann ich wirklich Angst zu haben.

Doch auch das ging vorbei. Der Wald hörte auf. Bald war ich oben und durfte nun wirklich erfahren, was das Wort Freiheit bedeutet. Eine Gnade, die zwischen den beiden Kriegen so leichtfertig mit Füßen getreten wurde und in den Augen der Franzosen erst jetzt wieder ihren wahren Wert erhält.